Nr. 616. 39. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 5. Dezember 1910

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Hopferhau und Labiau.

T. W. Der Abgeordnete Pachnicke wird vom Amtsgericht in Füßen verfolgt, weil er unangemeldet in der Gemeinde gewohnt und für seine Haushälterin nichts in die Krankenkasse gezahlt, und das Amtsgericht hat diese Klage sogar vor den Reichstag gebracht. Wir haben bei dieser Gelegenheit erfahren, daß Pachnicke in Hopferhau, im Allgäu, eine Sommerresidenz besitzt, und wir wissen nun, daß er seine politischen Ideen dort im Anblick der hohen und ewigen Berge ausreifen läßt. Obgleich Pachnicke aus Spandau gebürtig ist, beseelt ihn doch ein starker Freiheitsdrang, und wenn es ihm in Preußen zu eng wird, wandert er zu der freien Gebirgswelt hinaus. Aber Pachnicke ist, wie bekannt sein dürfte, doch auch gerade kein revolutionärer Geist, und in seinen Spandauer Jugendtagen hat er die Liebe zur Ordnung gelernt. Wie konnte es geschehen, daß gerade er mit einer Behörde in Konflikt geriet? Ach, es ist schwer, ein ganz guter Mensch zu sein.

Die Affäre der unverschorenen Haushälterin von Hopferhau bedeutet im Grunde wenig oder nichts, aber der Name Pachnicke trat doch wieder in den Vordergrund, und dieser Name bedeutet mancherlei. Wie der Name jeder scharf gezeichneten Persönlichkeit bestimmte Vorstellungen und Gedanken in uns erweckt, so ruft auch der Name Pachnicke ganz eigene Bilder in uns wach, und wir denken an linde Lüfte und an einen freundlichen Händedruck. Pachnicke ist eine vermittelnde Natur, ein Mann mit wägender Bedächtigkeit, und mehr als allen andern stellt die Politik sich ihm als eine Reihe von Kompromissen dar. Nicht in großen Kämpfen und lautem Fanfarengeblin, sondern in kleinen, sacht vorschreitenden Ausgleichsverhandlungen erblickt er das Heil, und niemand hat die konservativ-liberale Blockmischung so treu geliebt wie er. Er repräsentiert, oder repräsentierte doch, am besten jenen liberalen Typ, der vor jeder Berührung mit der Sozialdemokratie zurückscheut, die Brücken nach rechts nicht ganz abbrechen will und vorsichtig Wasser in den Feuerwein der Stürmer und Dränger gießt. Er vertritt, oder vertrat, mit unleugbarer [illegible]-Geschicklichkeit jene liberale Sinnesart, die mit Diplomatie und Sittsamkeit etwas zu erreichen glaubt, und auch die Auffassung, daß von sozialdemokratischer Wahlhilfe nichts für den Liberalismus zu erwarten sei. Aber mit solcher Limonade hat man noch niemals ein Volk in die rechte Kampfesstimmung versetzt, und eine Partei, die nicht auf dem volkstümlichen Boden steht, bleibt ein Studierstubengewächs.

Nun geht die Entwickelung ja erfreulicherweise ihren natürlichen und notwendigen Gang, und als wichtigstes Moment in dieser Entwickelung haben wir soeben die Wahl in Labiau-Wehlau erlebt. Es ist, nicht nur nach dem Kilometermaß, ein weiter Weg von Hopferhau nach Labiau — ein Weg, ungefähr so weit, wie vom Skeptizismus zur Tat. Die Wahl von Labiau wirkt gerade deshalb so angenehm, weil sie die politischen Theorien von Hopferhau widerlegt und alle Lehren und Gebote der Stunde mit schöner Deutlichkeit zeigt. Wenn der Liberalismus, wie er es in Labiau-Wehlau getan, eine unzweideutige Sprache spricht und nicht den Eindruck eines Mannes macht, der sich alle möglichen Hintertüren offen hält, dann eilen selbst in den ostpreußischen Landkreisen die Wähler ihm zu. Wenn er begreift, daß es diesmal vor allem und über allem die Vernichtung der Rechten gilt, dann kann er das, was er in den Städten an die Sozialdemokratie verlieren wird, auf dem Lande mit dieser Sozialdemokratie gewinnen, und noch einiges dazu. Aber das Volk folgt nur dort, wo es den Elan, die Entschiedenheit, den Willen zur Macht verspürt. Es versteht nicht eine komplizierte Zweifrontenpolitik und ist für das Entweder — oder, nicht für das Einerseits — andererseits. Es will eine klare Abrechnung mit dem Bethmann Hollwegschen Regime, mit dem bonner-borussischen Kastenübermut und mit dem Hofjesuitentum. Eine klare Abrechnung mit dem preußischen Junker, der zwei Ohren zum Nichthören, zwei Augen zum Nichtsehen und zwei Hände zum Nehmen hat.

Pachnicke ist klug genug, um einzusehen, daß gegenüber der Idee, die jetzt in Labiau zum Durchbruch gelangt, die Idee, an die er in Hopferhau sein Herz gehängt, nicht standzuhalten vermag. Die Sozialdemokratie verspricht, daß sie in Labiau-Wehlau „Mann für Mann“ dem fortschrittlichen Volksparteier ihre Stimmen geben wird, und auch Pachnicke kann sich den Möglichkeiten nicht verschließen, die ein solches Zusammengehen in sich birgt. Sein prüfendes Auge erkennt gewiß, daß die Schaffung einer Linksmajorität mehr als ein eitler Wahn, mehr als eine bloße Chimäre ist, und er muß verstehen, daß dem Liberalismus dann eine ganz andere Machtstellung winkt als in einem diplomatischen Paarungsspiel. Wie Rudenz, der gleich ihm ein Bergbewohner war, wird er die „weise Vorsicht“ entschlossen von sich tun, und er wird der klugen Worte gedenken, die der alte Attinghausen sprach. Und wie die Schweizer Bauern dem Rudenz schworen, für die beleidigte Ehre seiner Bertha mit ihm in den Kampf zu ziehen, so versprechen wir, daß auch Pachnickes treue Haushälterin gerochen werden soll. Was auch geschehen ist, wir wollen von nun ab ein einig Volk von Brüdern sein. Pachnicke, mein Bruder,

„Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin . . .
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

Die sozialdemokratische Stichwahlparole für Labiau-Wehlau.

Der „Vorwärts“ veröffentlicht an der Spitze seiner gestrigen Nummer einen Leitartikel, der die Ueberschrift „Nieder mit den Konservativen!“ trägt. Nachdem ausgeführt worden ist, daß Konservatismus Götzendämmerung“ nun auch auf dem platten Lande angebrochen sei, und daß gegenüber dieser Bedeutung des Wahlergebnisses die anderen Momente in den Hintergrund treten, heißt es in dem Artikel des sozialdemokratischen Parteiorgans:

„Noch aber ist der Kreis den Konservativen nicht entrissen. Dem schwarzblauen Block eine Niederlage zu bereiten, ist jedoch ein dringendes Interesse der Sozialdemokratie. Wenn auch die Führung des Wahlkampfes nach der Art des Herrn Kopisch die Entscheidung nicht erleichtert hat, so haben doch unsere Genossen im Einvernehmen mit dem Parteivorstand keinen Moment lang gezögert, die Parole gegen den schwarzblauen Block auszugeben. Der konservative Volksfeind muß niedergerungen werden, und deshalb werden die sozialdemokratischen Wähler am Tage der Stichwahl, die am 9. Dezember stattfinden dürfte, Mann für Mann für den Freisinnigen ihre Stimme abgeben. Wir wissen, daß die Fortschrittspartei ein erbitterter Feind der Sozialdemokratie, wissen, daß das Bürgertum im Kampfe mit der Arbeiterklasse um die Umgestaltung der kapitalistischen Gesellschaft uns unversöhnlich gegenübersteht. Die Politik des preußischen Junkertums aber legt der Arbeiterklasse solche Opfer auf und bringt der Fortentwickelung des deutschen Volkes solche Gefahren, daß es politische Pflicht ist, alles daran zu setzen, um diesen gefährlichsten und tückischsten Feind zu schwächen. Und wo Sozialdemokraten das Ihre dazu tun können, muß es geschehen. Auf das Staatsstreichgeschrei der Konservativen gibt es nur diese Antwort.“

Aus Dresden meldet uns ein Privat-Telegramm, daß die sozialdemokratische „Chemnitzer Volksstimme“, das Organ des Reichstagsabgeordneten Noske, zu der bevorstehenden Stichwahl in Labiau-Wehlau folgendes schreibt: „Unseren Parteigenossen erwächst dort die wichtige Aufgabe, die halbe Niederlage der Junker zu einer ganzen zu machen, sie völlig niederzureiten. Das Junkertum ist der gefährlichste Feind, ihn gilt es entschieden zu bekämpfen. Darum müssen wir in Labiau-Wehlau die Stichwahlparole für den Fortschrittler ausgeben und dafür sorgen, daß er mit möglichst großer Mehrheit gewählt werde.“

Die Arbeit in der amerikanischen Tarifkommission.

(Kabel-Telegramm unseres Korrespondenten.)

New-York, 4. Dezember.

Der Vorsitzende Emery der ständigen Tarifkommission berichtet vor der Handelskammer Chicago zum ersten Male über den Stand der Arbeiten. Die bisher abgeschlossenen Untersuchungen erstrecken sich auf Papier, Wollwaren und landwirtschaftliche Maschinen. Sie umfassen die Fabrikations- und Absatzgebiete im Inland und im Ausland, eine Statistik der verschiedenen Zollsätze, eine Untersuchung der Produktionsspesen, ferner Berichte über die Zuziehung von Experten zur Feststellung der einheimischen und der fremden Preisbewegung und der Konkurrenzverhältnisse. — Der Präsident Taft betont neuerlich die Notwendigkeit einer Revision einzelner Gruppen des Tarifs durch unparteiische Fachleute. Es sollen dadurch bestehende Ungerechtigkeiten unter Wahrung der legitimen Interessen beseitigt und eine Beunruhigung des Landes vermieden werden.

Der englische Wahlkampf.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London,** 4. Dezember.

Nach dem Ergebnis der bis gestern abend vollzogenen Wahlen ist der Stand der Parteien bisher folgender: 62 Unionisten, 50 Liberale, 7 Arbeiterpartei und 5 Nationalisten. Gewählt sind bisher 124 Kandidaten; zu wählen sind noch 546 Mitglieder. Lord Stafford, der Sohn des Herzogs von Sutherland, der Kandidat für Sutherlandshire, ist mit 22 Jahren der jüngste Kandidat. Die erste und zweite Torpedoflottille und die Kanalflotte sind hier eingelaufen, um den Mannschaften zu ermöglichen, sich an den Wahlen zu beteiligen. Der Hauptmann S'Grogan, der unionistischer Kandidat für Newcastle und Erlyme ist und sich auf der Rückkehr aus Ostafrika befindet, sendet täglich drahtlose Telegramme an seine Wähler. Während der Wahlen sind die Soldaten in ihren Kasernen konsigniert.

Venus und die Sportsdame.

Von [Nachdruck verboten.]

Kurt Aram.

In Amerika beginnen die Aerzte über eine Degeneration der Frau infolge des Sports zu klagen. Die Amerikanerin werde unter seinem Einfluß immer schmalhüftiger, busenloser, eckiger, ungraziöser, kurz und gut: männlicher. Der Sport, wie ihn die Amerikanerin ausübt, schädige Schönheit und Gesundheit gleichermaßen.

Diese Klage ist auch für uns interessant, denn vielen unter uns schwebt seit geraumer Zeit als Ideal weiblicher Schönheit und Gesundheit ebenfalls der Typus der Sportsdame vor, wie sie über den Kanal und von jenseits des großen Teiches zuerst zu uns kam.

Bevor die Sportsdame den europäischen Kontinent eroberte, kam das weibliche Ideal für das gesamte kultivierte Europa aus Griechenland und hieß Venus von Milo.

An die Venus von Milo wird niemand tasten. Aber mit dem Modell, das zu dieser Venus gesessen, dürfen wir uns vielleicht ein Experiment erlauben. Es macht dem Modell selbst vermutlich Spaß, denn wir haben es nicht unter den Töchtern und Frauen der Patrizier Athens zu suchen, sondern unter den attischen Hetären. Die Hetären waren aber damals keine Aspasien mehr, sondern näherten sich schon dem Typus, an den wir heute bei dem Wort denken.

Woraus man das folgern darf? Die Venus von Milo ist ein Werk des vierten Jahrhunderts vor Christus. In dieser Zeit hätte sich schwerlich eine „anständige“ Frau aus dem attischen Kulturkreis dazu hergegeben, einem Bildhauer mit völlig entblößtem Oberkörper zu sitzen. Gab es doch bis dahin nicht einmal eine unbekleidete Statue der Aphrodite. Selbst die berühmteste dieses Jahrhunderts, die knidische Aphrodite des Praxiteles ist in einer der beiden Kopien, die auf uns gekommen sind, in der vatikanischen, noch halb bekleidet.

Statuen nackter Männer finden wir, soweit wir die griechische Skulptur zurückverfolgen können. Statuen nackter Frauen gab es nicht einmal im Zeitalter des Perikles, das manchem Konservativen der Zeit als sehr frei vorkam. Statuen nackter Männer schuf man, weil es eben überall in den Gymnasien nackte Männer zu sehen gab. Nackte Frauen sah man nicht. In Sparta soll man derlei freilich vor Zeiten in den Gymnasien gesehen haben, wie sich die Athener unter Sachen erzählten, aber Sparta wurde ja auch von Barbaren bewohnt und war kein Athen.

Man vergesse nicht, daß die Griechin eine orientalische Frau war, die ihr Leben im Harem verbrachte, wenn es auch anders hieß, und daß es mit der Freiheit der Sitten und der Kleidung im Zeitalter des Perikles, des Sophokles, des Phidias nichts war. Wäre es anders gewesen, so hätte man nicht mehrere Menschenalter später, in der Zeit des Praxiteles und der Sophisten, eine Aphrodite nur dann nackt darzustellen gewagt, wenn die Nacktheit durch das Bad motiviert werden konnte. Unbekleidete Frauen gab es im klassischen Griechenland nicht mehr als im modernen Berlin. Aspasia war eine zweimal legal verheiratete Ehefrau, die ihr erster Mann, eben Perikles, sogar noch vor Gericht gegen den Verdacht der Verachtung der Götter verteidigen mußte, was nur in einem recht konservativen Staat häufiger vorkommt. Und wenn der Name dieser schönen und gebildeten Frau aus Megara in christlichen Zeitläuften in Mißkredit geriet, so ist daran weder sie, noch Perikles schuld, sondern die Bosheit der politischen Gegner des Perikles und der Enthusiasmus des jüngeren Cyrus, der seine griechische Favoritin nach Aspasia benannte.

Erst lange, lange nach den Perserkriegen wurden die Sitten und Kleider der Hetären, nicht der Frauen und Haustöchter, in Athen lockerer. Und erst jetzt bedeutet die Hetäre das, was wir darunter verstehn.

Aus dieser Zeit stammt aller Voraussicht nach das Modell zur Venus von Milo.

Nachdem wir uns durch diesen historischen Exkurs unser Modell ein wenig vermenschlicht haben, reichen wir ihm den Arm und geleiten es — nicht nach Amerika, sondern nach Berlin, nach dem Berlin von heute, soweit es sich sportsmäßig amerikanisiert. Und da es für Geld und gute Worte willig mitgeht, nennen wir es der Einfachheit halber fortan Danae.

Je mehr wir uns Berlin nähern, um so ängstlicher wird uns zumute. Herr v. Jagow wird unsere Danae vom Fleck weg verhaften, wenn sie sich in ihrer griechischen Gewandung zeigt, in der alle Glieder sich so frei bewegen können. Was tun? Uns fällt ein Stein vom Herzen, und wir kaufen Danae eine Garnitur Reformkleider, natürlich von Poiret. Das griechische Kostüm stand ihr zwar viel besser, in Poirets Reformkleid wirkt sie für unser Auge etwas sehr massig, aber es gibt nun einmal keinen anderen Ausweg.

Und jetzt beginnen wir das Experiment: Danae soll sich in eine moderne Sportsdame verwandeln. Sofort fällt uns ein zweiter Stein vom Herzen, daß sie zu dem Zweck wenigstens nicht auch Radfahren lernen muß. Danae ist zwar von der ungewohnten Eisenbahnfahrt noch so erschüttert, daß sie sich manches gefallen läßt, aber ihre attische Aesthetik würde sich entschieden dagegen sträuben, Pedale zu treten. Ein wahres Glück also, daß das Zweirad nicht mehr dem Sport dient, sondern lediglich dem Verkehr.

Hingegen schaffen wir Danae einen Trainer für Tennis, Golf und Hockey an. Außerdem lernt sie Rollschuh und Schlittschuh laufen, und abends hat sie Turnunterricht, der im wesentlichen aus Stabturnen besteht und nicht aus Gerätturnen. Das alles bereitet Danae sichtlich Freude, schon weil sie gerne so äußerst möchte wie die andern Damen und sich ihrer Fülle schämt. Daß sie außerdem noch manikurt, pedikurt und massiert wird, versteht sich bei einer früheren griechischen Hetäre von selbst.

Je nach der Jahreszeit übt sie sich auch im Schwimmen, Reiten, Laufen, Rudern, Segeln, und hier und da geht sie auch einmal auf die Jagd. Bleibt noch Zeit übrig, raucht sie Zigaretten und liest „Das gefährliche Alter“ von Karin Michaelis. Wir sehn, Danae entwickelt sich, wie es sich für unsere Kultur geziemt und bald ist sie auch so selbständig, daß sie uns gar nicht mehr braucht. Sie hat für uns einfach keine Zeit übrig, wie sie bei einer Zigarette zwischen einem Tennisturnier und einem Hockeymatch erklärt.

Da mich persönlich eine Frau um so mehr interessiert, je weniger sie sich aus mir macht, folge ich fortan erst recht mit Eifer ihren Spuren, und eines Abends läuft sie mir vor dem Eispalast direkt in die Arme.

Ich reiche Danae erfreut die Hand, sie faßt die Hand, und ich verziehe das Gesicht und schreie „Au!“ Das war kein Händedruck, das waren echt amerikanische shake hands, wobei dem anderen die Gelenke krachen.

Wir gehen nebeneinander her nach dem Westen, wo sie sich eine „Kulturwohnung“ gemietet hat, das heißt eine Wohnung mit Vakuumreiniger, Müllschlucker und Normaluhr. Ich kann kaum Schritt mit ihr halten, so greift sie aus. In Griechenland setzte sie die Füße leicht und elastisch auf den Boden und wiegte sich in den Hüften. Jetzt trabt sie in meterlangen Schritten, nicht elastischer als ein Dienstmann.

Wir sitzen in ihrer „Kulturwohnung“, sie hat es sich bequem gemacht, und ich will in einem Anfall von Zärtlichkeit ihren Unterarm streicheln. Aber meine Hand fährt zurück. Das ist kein Unterarm, das ist Eisen.

Bald geraten wir in Streit, denn sie will, ich soll mir auch eine „Kulturwohnung“ nehmen, während ich mehr für eine „Liebhaberwohnung“ bin, was man in weniger gebildeten Zeiten einfach eine